

1. Wossi werden – geht das?

Jena, den 12.2. 1995

verschlagen in die Thüringer Provinz

Am Wochenende hatte ich mich mal wieder mit Brigitte verabredet. Sie wollte eine Freundin in Pößneck besuchen, die dort in der frisch eingerichteten katholischen Schwangeren-Konflikt-Beratungsstelle arbeitet. Helena lebt erst seit ein paar Monaten in Thüringen, kommt wie Brigitte aus Hamburg und braucht, wie Brigitte es ausdrückt, unbedingt Trost. Sie ist zusammen mit ihrem Mann nach Pößneck gezogen. Helena ist Psychologin und ihr Mann hat im Fach Optik promoviert. Nun suchten sie eine Stadt in Deutschland, in der sie beide eine Anstellung finden würden. Ihr Mann fand erstaunlich rasch einen guten Job bei Jenoptik. Die Stelle in der katholischen Beratung in Pößneck, etwas abseits von Jena, gefiel Helena nicht besonders, aber immerhin würde sie dort angemessen bezahlt und für den Anfang würde es schon gehen. Dass sie ausgerechnet im atheistischen Osten bei den Katholiken arbeiten sollte, erschien ihr als Treppenwitz, auf den sie sich mit einem gewissen Vergnügen einließ. Und der Osten schien ja nicht mehr ganz so sehr im Argen zu liegen, wie direkt nach der Wende, man würde schon klarkommen, so dachte sie wohl. Außerdem hofften sie, dort irgendwo auf dem Lande zwischen Jena und Pößneck ein altes Haus kaufen und sich dann das ersehnte Pony anschaffen zu können.

Dann aber hat ihr Mann sie zu ihrer völligen Überraschung drei Monate nach dem Umzug Hals über Kopf verlassen und ist zurück in die alte Heimat gezogen. Sie weiß, dass seine alte Freundin dahintersteckt, an der er immer noch hängt. Das aber, das hätte sie von ihm nicht im Traum erwartet. Und so steht sie nun in diesem Pößneck ganz allein da, in einer provisorischen Wohnung, mit alle den Möbeln und noch nicht ausgepackten Umzugskisten. Und dazu findet sie sich jetzt in einer Ostprovinz wieder, wie sie sie sich schlimmer nicht hätte vorstellen können. So jedenfalls hat sie es ihrer Freundin nach Jena gemailt.

Ich dachte an meine ersten Eindrücke im Osten, nachdem die Euphorie verschwunden und den Blick auf die Wirklichkeit freigegeben hatte. Sicher könnte man dieser Frau ein wenig raten und sie unterstützen, dachte ich. Außerdem fand ich es reizvoll, mich auch einmal in der näheren Umgebung von Jena umzusehen. Meine Projekt-Schulen und -Dörfer liegen fast in anderen Gegenden von Thüringen.

Helena hatte viel zu erzählen und zu klagen. Sie war aufgekratzt und offensichtlich froh, endlich jemandem ihre Sorgen und Befürchtungen erzählen zu können. Mit den Kolleginnen und den Bewohnern fällt es ihr schwer, in Kontakt zu kommen.

Der Tag ging schnell vorbei. Zu Mittag aßen wir in einem Restaurant direkt in der Mitte von Pößneck. Es war weit und breit das Einzige.

„Kommt jetzt mal mit, Leute, ich muss euch einfach zeigen, was hier los ist. Das kann man nicht beschreiben. Ich glaube nicht, dass es in Jena so etwas auch gibt.“

Helena führte Brigitte und mich einige Straßen weiter. Hier war es menschenleer. Rechts und links der Straße standen aus Backstein erbaute Fabrik-Anlagen.

Zerschlagene Industrie

Die Fenster hatte jemand allesamt eingeschlagen. Die Scherben verteilten sich im dreckigen Schneematsch über die Bürgersteige. An einigen Stellen konnte man in die früheren Fabrikgebäude hineinsehen. Ich glaubte für Sekunden, in einem Horrorfilm zu sein. Drinnen standen und lagen überall zerstörte und zerbrochene Maschinenteile und Möbel herum. Alles war in Trümmer geborsten, der Boden mit Schutt und Steinen übersät.

Ich sah die Freundin von Brigitte fassungslos an.

„Ja, so ist das hier, alle Fabriken sind kaputt gemacht worden, regelrecht zerschlagen. Die Produktion existiert natürlich nicht mehr. Alle, die hier gearbeitet haben, sind rausgesetzt worden. Pößneck scheint mir wie eine verwundete Stadt, nicht tot, denn hier leben nach wie vor Menschen, aber schwer verwundet. Glaubt ihr, das kann man aushalten hier? Meint ihr, ich, ich könnte mich daran gewöhnen?“

„Warum ist das passiert?“, fragte nun Brigitte.

„Offenbar sollte alles verschwinden, was vorher existierte. Man wollte den Eindruck erwecken, dass das Vergangene nichts wert sei und erst jetzt die goldenen Zeiten anfangen würden. Blühende Landschaften, ihr wisst es ja“, überlegte ich.

„Die Stadt sagt, das Wälzlagerwerk „Rotasym“ sei umweltschädigend gewesen und die Produktion hätte den Werktätigen, ich meine den Arbeitnehmern, gesundheitlich geschadet“, bemerkte Helena nüchtern.

„Meine Güte, wie fürsorglich! Wahrscheinlich wurde die DDR deshalb zerschlagen, weil man davon krank werden konnte“, antwortete Brigitte zynisch.

„Natürlich, wie edel! Es geschah also nur zum Schutz der Bevölkerung. Und die hat jetzt keine Arbeit mehr,“ ergänzte ich.

Ich sah, wie Brigitte ihre Freundin in den Arm nahm und zu meiner Überraschung zu ihr sagte: „Ich könnte das nicht! Wenn du zurückgehst, ich würde es verstehen. So kann man nicht leben.“

Helena fing an zu weinen. Brigitte strich ihr übers Haar und tröstete sie.

Als Helena sich ein wenig beruhigt hatte, meinte sie:

„Neulich war der Ober-Chef hier, aus Wuppertal, ich wollte seine jüngste Außenstelle in Pößneck besichtigen. Unsere hiesige Chefin hat alles getan, um ihre Beratungsstelle ins rosige Licht zu rücken. Der Mann blieb zwei Tage da. Er besuchte noch die Beratungsstelle in Schmölln und kam dann noch einmal zurück. Wisst ihr, was der gesagt hat? Ich habe es mir sinngemäß aufgeschrieben. Hier“, sie holte aus ihrer Handtasche einen Zettel und las vor:

„Ehrlich gesagt, ich bin enttäuscht von den Menschen hier: Sie meckern hinter dem Rücken, wehren sich nicht, kämpfen nicht, leben mit einer Doppelmoral, ziehen sich ins Privatleben zurück und wenden nun im Kapitalismus die „Tugenden“ an, die sie im Sozialismus gelernt haben: lügen, sich anpassen, duckmäusern und innerlich versuchen, die eigene Freiheit zu bewahren.‘ Nun?, was sagt ihr dazu,“, ragte Helena.

„Ist das ein Pfarrer?“, fragte ich verwirrt.

„Nein, ein Unternehmer, ein katholischer, aber einer von denen, die nicht verheiratet sind mit dem Kapitalismus, glaub ich.“

„Wenn schon katholische Unternehmer so etwas sagen“, dachte ich entsetzt, „wie schlimm ist es dann wirklich?“

Der Abschied von Helena fiel Brigitte schwer.

Jena, den 23.2. 1995

Weissagung eines Taxifahrers

Gestern bin ich mit dem Taxi gefahren, weil ich meinen Zug verpasst hatte und dringend einen Termin in Weimar erreichen musste. Der Taxifahrer war gesprächig. Er schimpfte über die neuen Zeiten, über die aufgeblasenen Brötchen, die heute gebacken werden, statt der festen und herzhaften Vor-Wendebrötchen und über die arroganten Wessis allgemein. Alles hätten sie kaputt gemacht, meinte er. Aber jetzt tun sie so, als brächten sie in dieses Land hier mit ihren Konsumgütern und ihrem Geld zum ersten Mal Kultur und modernes Leben. „Und wissen sie was?“, fragte er. Ich war schon aufgestanden, aber ich beugte mich herunter und schaute ihn durch das geöffnete Fenster an.

„Ich sag ihnen mal was, sie werden an mich denken, wenn es so weit ist. Die haben uns einen Wahn in den Kopf gesetzt. Wir steuern auf einen Bürgerkrieg zu.“ „

Was?“, fragte ich erschrocken, „zwischen Ost und West?“

„Nee, das nicht. Ich denke, zwischen arm und reich“.

Irgendwo, den 7.4.1995

Ich leite zurzeit ein einwöchiges Seminar für Mitarbeiterinnen aus Jugendzentren. Es geht darum, sie fortzubilden, damit sie den formalen Status der „Sozialpädagogischen Fachkraft“ erreichen, um damit endlich aus der niedrigsten Gehaltsstufe herauszukommen. Ich mache es gerne. Außerdem ist die Situation dieser Menschen in meinen Augen katastrophal. Ihre jahrelange Praxis in der Jugendarbeit interessierte niemanden bei den Behörden. Und da sie es nicht hinbekommen haben, sich direkt nach der Wende um die Fortbildung wenigstens zur „Sozialpädagogischen-Fachkraft“ zu bewerben, bilden sie nun tariflich gesehen den absoluten Bodensatz.

„Wie gefällt Ihnen Thüringen?“, fragte mich eine der Frauen. Und als ich mich sagen hörte – nicht etwa: ‚sehr gut‘ oder so etwas, sondern:

„Wenn ich ehrlich sein soll: Ich bin oft traurig und einsam hier. Aber beunruhigen Sie sich nicht. Sie hier, Sie können nichts dafür. Es ginge mir genauso, wenn ich nach Bayern gezogen wäre.“ Im gleichen Moment wusste ich, dass ich sie und mich belog.

„Das kann doch auch gar nicht anders sein“, sagte daraufhin die Frau prompt. „Sie können ja nun nicht 40 Jahre Sozialismus so mir nichts dir nichts nachholen.“

„Na das würde ich ja nun auch nicht wollen,“ versuchte ich zu scherzen. Doch der Witz kam nicht an.

Aber mich hatte ihre Botschaft wie ein vergifteter Pfeil mitten ins Herz getroffen.

Irgendwo, den 8.4.1995

Das Fortbildungsseminar für die Abgehängten

Es handelt sich bei den Seminarteilnehmern und Teilnehmerinnen um eine Gruppe von Männern und Frauen, die auch schon zu DDR-Zeit im Jugendbereich gearbeitet hatten, oft über viele Jahre hinweg. Die meisten scheinen mir etwa so alt zu sein wie ich. Diese Leute haben viel Praxiserfahrung, die ich schätze. Aber so manches von dem, was ich erzähle, ist ihnen auch völlig unbekannt.

Die TeilnehmerInnen kennen sich untereinander offenbar schon lange und sind sich bewusst, dass sie ihr Schicksal miteinander teilen. Es wird viel erzählt und gelacht – aber auch geklagt über die Arbeitsbedingungen und die allgemeinen Lebensbedingungen fünf Jahre nach der Wende.

Irgendwo, den 10.4.1995

Wenn ich zwei oder mehr von Ihnen zusammenstehen sehe, weiß ich: Sie schwelgen gerade wieder in Erinnerungen. Ich mische mich nicht ein, höre aber interessiert zu, wo immer ich kann. Es ist klar: Sie haben furchtbar Heimweh nach der alten Zeit. Sie sind erfüllt von Heimweh. „Weißt du noch, damals im FDGB-Heim an der Ostsee?“ ...

Ich sehe geradezu, wie ihre Herzen vereint schlagen, wenn sie die auf immer verlorenen Vorzüge ihrer Vergangenheit preisen und hinter vorgehaltener Hand den Verlust betrauern: „Die Sicherheit ..., und als Frau konnte man ..., und die Jugend war nicht so ..., und Drogen gab's zwar, aber doch nicht so ..., und wir hatten Geld für Soziales, das Soziale war einfach selbstverständlich. ...“

Aber sie kommen gar nicht auf die Idee, solche Gefühle und Gedanken mir gegenüber zu äußern. Ich höre sie ständig flüstern. Wenn ich dazu komme, hören sie auf und warten ungeduldig, dass ich wieder gehe.

Hau ab mit deinem Scheiß System!

Irgendwann spüre ich ihre wissenden und abweisenden Blicke auf mich gerichtet. ‚Wieder einer, der es mitgebracht hat, sein Scheißsystem mit den Reisebüros und den Aidskranken und der Freiheit, die nicht glücklich macht ...‘, so denken sie sicher. Ich fühle mich hilflos, wenn sie mich so ansehen. Sie behandeln mich wie einen Verkäufer, der ihnen einen Staubsauger angedreht hat, einen sündhaft teures, hypermodernes Gerät - und das, obwohl ihr alter Sauger doch noch völlig in Ordnung war.

„Verdammt noch mal“, schimpfe ich in meinem Inneren. „Er war eben nicht völlig in Ordnung, euer Staubsauger! Nein, war er eben nicht!“

Wieder diese schreckliche Nostalgie, die ich zwar verstehe, aber die blind dafür ist, dass und warum diese Gesellschaft nicht weiter funktioniert hat.

Und jetzt stellen sie erstaunt fest, dass all das, was ihnen ihre Medien 40 Jahre lang über den angeblich goldenen Westen gesagt haben, durchaus stimmt, zumindest auch stimmt. Und so rücken sie einfach ab von dem, was da über sie gekommen ist, schüttelten sie empört und verwundert die Köpfe, so, als ginge sie das neue System nichts an, unter dem sie schließlich mehr zu leiden haben als ich. Sie distanzieren sich einfach von dem, wonach sie noch vor kurzem mit ganzem Herzen gelehrt haben. Aber sie kämpfen nicht. Sie maulen vor sich hin und in sich hinein, auf alte, 40 Jahre lang geübte Art, böse und ohne, selbst für ihre eigene Entscheidung und ihre Naivität Verantwortung zu übernehmen.

Denn es ist ja gar nicht ihr, es ist ja mein System, sagen sie.

Ich staunte nicht schlecht, als eine sagte:

„Wenn ihr uns die Probleme beschert habt, dann bringt, verdammt noch eins, bitte auch die entsprechenden Lösungen mit!“

„Es gibt keine Lösungen“, antwortete ich trocken. „Und es ist nie mein System gewesen.“

Sie sahen mich ungläubig an.

„Wieso“, fragten sie. „Es geht Ihnen doch gut.“

„Sie vergessen eins: Ich habe es nicht mitgebracht. Sie haben es gewählt“, stellte ich noch einmal fest.

Aber sie wollen es nicht wissen. Nein, nein, sie sehen trotzig drein wie Kinder, denen man beizubringen versucht, dass sie sich waschen sollen, obwohl sie doch immer wieder dreckig werden.

Ich finde keine Brücke, diese Gräben zu überspannen.

Es sind Osis und ich bin Wessi und damit ist dann wohl alles gesagt.

Irgendwo, den 11.4.1995

Endlich bin ich alleine. Das Seminar schafft mich sehr.

Selten habe ich mich hier in Thüringen so einsam gefühlt wie hier.

Es ist mir unerträglich, dass sie einfach so tun, als sei es ein Zufall gewesen, dass ihr Sozialismus vor die Hunde gegangen ist. Aber es war verdammt noch mal kein Zufall, dass die Entwicklung der Welt in diese, in „unsere“ Richtung gelaufen ist. Das, was sie bedauern und vermessen, haben sie nicht halten können, weil es nicht haltbar war, weil es sie in den Bankrott geführt hat, in den wirtschaftlichen Bankrott sowie in den ideologischen. Sie haben einen Schonraum aufgebaut wie einen Luftballon, in dem die Luft immer dünner wurde. Er ist geplatzt.

Nein, liebe Leute, begreift es: Es ging nicht und es ist vorbei. Und nun habt ihr Probleme und ihr habt Heimweh.

Wer aber sagt denn - hört ihr endlich? - wer sagt denn, dass dies eine Entwicklung ist, die mir gefällt, die ich mir gewünscht habe? Ich habe es jetzt begriffen:

Eure gemeinsam erlittene und erlebte Erfahrung des real existierenden Sozialismus ist also

das, was mich zum Fremden macht. Ich kannte ihn nach Aktenlage - mehr nicht. All das, was ich tatsächlich an übriggebliebenen Spuren bei euch vorfinde, ist mir nicht im Ansatz vertraut. Es ist mir fremd.

Und ich stoße an jeder Straßenecke, in jedem Gesicht, in jedem Satz auf dieses Fremde. Es ist immer nur eine Kleinigkeit. Meist wird mir nicht einmal bewusst, was es ist. Es ist allgegenwärtig.

Nein, sie hat vollkommen recht: Die 40 Jahre kann ich nicht einfach so nachholen.

Jena, den 13.4.1995

Seit gestern Abend ist es vorbei. Ich bin wieder in meinen eigenen vier Wänden. Bis zum bitteren Ende dieses Kurses fühlte ich mich fremd. Und immer fremder.

Sie rückten immer weiter zusammen. Es gab keinen Grund mehr für sie, auf mich zuzugehen. Ich stand einfach draußen. Dass sie hinterher sagten, sie hätten viel gelernt, ich hätte ihnen Mut gemacht, das verwirrt mich. Trotzdem freut es mich, rührt mich fast zu Tränen. Aber das war's dann auch. Ich verabschiedete mich und ging. Und sie blieben und hockten zusammen und redeten. Sie haben gemeinsam ein Problem zu lösen, da kann ich weder helfen noch teilnehmen.

Jena, den 14.4.1995

Nach einer schlaflosen Nacht

Wie nur konnte ich annehmen, dass wir uns aneinander annähern würden. Das Gemeinsame, das diese Menschen hier verbindet, ist größer als das, was sie voneinander trennen mag. Solche, die mir vertraut und sympathisch sind und ebenfalls solche, die ich furchtbar finde, beide rücken plötzlich von mir ab und schließen mich aus. Wenn du glaubst, du könntest mit einem Ossi Freundschaft schließen, tun sich genau in dem Moment tiefe Gräben zwischen ihnen und dir auf.

Und sie wissen das scheinbar von vorne herein, sie wissen es viel besser und staunen über meine Dummheit. Ich glaube jetzt, ein Ossi würde einem Wessi niemals über diesen Graben entgegenkommen. Es ist, als täte man so etwas hier einfach nicht. Als wüsste man, dass man denen nicht zu nah kommen darf.

Da baut sie sich plötzlich auf, die unsichtbare Grenze zwischen uns. Eine Grenze, die ich nicht übertreten kann und hinter der ein Volk seine gemeinsamen Erinnerungen pflegt und seine gemeinsamen Wunden leckt.

Sie sind ein Volk. Nicht wir. Sie gehören zusammen.

Aber merkwürdig: Ich käme nie auf den Gedanken, mich mit Wessis eins zu fühlen, selbst hier nicht in der Fremde, in der „Diaspora“. Typische Wessis haben mir immer gestunken, schon als es das Wort noch gar nicht gab, – bis auf meine Freunde natürlich. Deshalb glaubte ich, es sei das Gleiche, Freunde in Ost oder West zu haben.